

Karl Jettmar (Heidelberg)

## Chitral – Land der letzten Timuriden

Von Karl Jettmar (Heidelberg)

Ein Paschtune, der von langen Reisen in seine Heimat, die heißen, trockenen Gebirgstäler Waziristans, zurückgekehrt war, erzählte am Abend seinen Dorfgemeinschaften, er sei in einem Land gewesen, in dem es zwar heiß werde, aber die Abende immer kühl seien, in dem man noch Maulbeeren essen könne, wenn schon die Aprikosen reif seien, in dem die Natur zur gleichen Zeit Äpfel, Trauben und herrliche Granatäpfel biete. Die Eisstücke aber, um die Früchte zu kühlen, bringe das Wasser selbst vom Berg herunter. Da erhob sich ein Mullah, der unter den Anwesenden war, ging auf den Erzähler zu und schlug ihm ins Gesicht. „Hör auf, deine Stammesbrüder unglücklich zu machen, indem du ihnen von Wundern erzählst, die sie doch auf Erden nie erleben werden! Du solltest sie aufklären, daß du von Paradies geträumt hast.“

Der so Gescholtene war nicht im Paradies gewesen, er hatte nur eine Zeitlang in Sonoghor gelebt, in einem der schönsten Dörfer Chitrals, wo infolge der großen Höhenunterschiede die Früchte, die normalerweise zu ganz verschiedenen Zeiten reif werden, gleichzeitig zu haben sind. Chitral hat mehr solcher paradiesischer Flecken, doppelt eindrucksvoll zwischen wilden Bergen und wüstenhaften Talstrecken. Es umfaßt das obere Einzugsgebiet des Kunarflusses, reicht bis zur Hauptkette des Hindukusch und ist heute der nordwestlichste Grenzdistrikt Pakistans. Pässe, die derzeit für den Durchgangsverkehr gesperrt sind, führen auf afghanisches Territorium hinüber. Da auch das Kunartal durch die Grenze blockiert ist, erfolgt heute der Zugang auf einem langen Umweg über Gilgit oder auf einer großen Straße, die den 3 125 m hohen und im Winter gefährlichen Lowari-Paß überwindet. Das Flugzeug ist deshalb die bequemste Verbindung zur Außenwelt für Einheimische und Fremde. Freilich wissen nur wenige Besucher, wie interessant diese Landschaft in vieler Hinsicht ist. Neben der Sprache des Staatsvolkes, dem Khowar, dem etwa 90 Prozent der Bevölkerung (von etwa 120 000 Menschen) angehören, werden hier zehn weitere Sprachen gesprochen, die man alle der indoarischen oder iranischen Gruppe zuordnen kann. Die spannendste Minorität sind die Kalasch, die Urbewohner Südchitrals, heute in drei kleine Täler abgedrängt. Sie sind das einzige Volk im ganzen Hindukusch, das, auf allen Seiten von Moslems umgeben, seine ererbte Stammesreligion bewahrt hat, deren Ursprünge in vedische Zeiten zurückreichen. Skandinavische und deutsche Forscher, die jetzt das allmählich schwindende Heidentum (das heute nur mehr von 2 000 Personen getragen wird) erforschen, haben Gedanken von solcher Tiefe entdeckt, mit solcher Anschaulichkeit gestaltet, daß man die Auffassung früherer Besucher versteht, die da glaubten, griechische oder makedonische Söldner Alexanders des Großen müßten sich hierher zurückgezogen haben. Der Kult des Dionysos sei hier – wo noch heute Wein wächst und unter uralten Methoden gekeltert wird – lebendig geblieben. Man staunt auch, wie friedlich dieses Völkchen inmitten seiner militanten Umwelt dahinlebt. Hippies, die sich bei ihm aufhielten, glaubten, endlich das Land ihrer Träume gefunden zu haben. Die Frauen sind unverschleiert. Man kann sie in ihren weiten Gewändern und im Schmucke ihrer kauribestickten Kappen zu den Klängen nicht unmelodischer Gesänge tanzen sehen – was heute freilich leider zur Touristenattraktion verfälscht worden ist.

Aber auch das Staatsvolk Chitrals, die Kho, ist durch die Tanzkunst seiner Männer und durch seine ausdrucksvolle Musik berühmt. Seine Sprache gilt als besonders elegant. Selbst einfache Leute streben im Wettbewerb mit den Vornehmen nach blumenreicher Ausdrucksweise. Es wird von einem Bauern erzählt, der nach

*Gegenüberliegende Seite:*

*Totenfigur der Kalash*

Ein Jahr nach dem Tode eines bedeutenden Mannes wird für ihn eine Erinnerungsfigur aufgestellt. Sie spielt eine wichtige Rolle bei einem kostspieligen Fest zu Ehren des Toten. Dieses Stück befindet sich im Linden-Museum in Stuttgart.

schmückenden Worten für seine Liebste suchte und sie schließlich mit dem Saatgetreide verglich, das er über den langen Winter aufheben werde.

Dabei war Chitral jahrhundertlang ein Land der Ordnung. Eifersuchtsmorde, wie sie unter sprachverwandten Nachbarstämmen im Osten so häufig sind, gab es selten. Im Norden des Landes leben Ismailiten, heute treue Anhänger des Aga Khan, gehorsam ihren Oberen und reich an iranischem Traditionsgut.

Man fragt sich, wie eine solche Oase relativer Ordnung in einer so harten und gefährdeten Umwelt bewahrt bleiben konnte. Von Norden her gab es immer wieder kriegerische Einfälle, deren Anführer die türkischen und mongolischen Eroberer Zentralasiens waren, von Süden drängen Paschtunenstämme heran, die überall ihre Herrschaft errichtet haben. Im Westen aber liegt Kafiristan, eine Landschaft, die bis zum Ende des 19. Jahrhunderts heidnisch blieb, ihr Heidentum aber durch ständigen Kleinkrieg an den Grenzen schützte, dem zahllose Menschen, auch Frauen und Kinder, zum Opfer fielen. Töter zu sein, gehörte zu den unabdingbaren Verdiensten des Kafiren, d. h. Ungläubigen.

Die Erklärung für diese Diskrepanz liegt darin, daß es in dem intern so geordneten Chitral zum Aufbau eines Militärsystems kam, in dem jeder Landbesitzer zum Kriegsdienst verpflichtet war. Die reichen und mächtigen Sippen stellten die Reitertruppe, die sich durch besonderes Training auch in völlig unwegsamem Gelände zu bewegen verstand. Das Hauptproblem war, die reißenden Gebirgsflüsse zu überqueren, denn selbst im Haupttal treten die Felsabstürze so nah an den Fluß heran, daß — ehe die ausgedehnten Straßenbauten mit Hilfe von Sprengungen in den letzten Jahrzehnten begannen — ein Überwechseln des Pfades auf die andere Talseite vonnöten war. Da Brücken im Kriegsfall sofort zerstört wurden, führte jeder Mann einen Ziegenschlauch mit sich, den er aufblies, um auch an gefährlichen Stellen übersetzen zu können. Es gab eine Form von Wettschwimmen, bei der es darauf ankam, sich möglichst wenig abtreiben zu lassen. Auch die Pferde waren an solche Überquerungen gewöhnt. Im übrigen bedeutete für die Krieger die Jagd auf Wildziegen und Steinböcke eine ständige Kletterschule.

Wenn bei internen Kämpfen zwei feindliche Heere in einem der engen Täler aufeinanderstießen, begannen ausgewählte Truppen sofort den Felshang hochzuklettern, um möglichst rasch den Grat zu erreichen. Von dort konnte man die Gegner vertreiben, die ebenfalls beim Klang von Trommeln und Pfeifen einen Wettlauf in die Höhe versuchten, und deren Position durch Auslösen von Steinlawinen unhaltbar machen. So schlug man noch 1919 einen Angriff afghanischer Truppen mit eigener Kraft zurück.

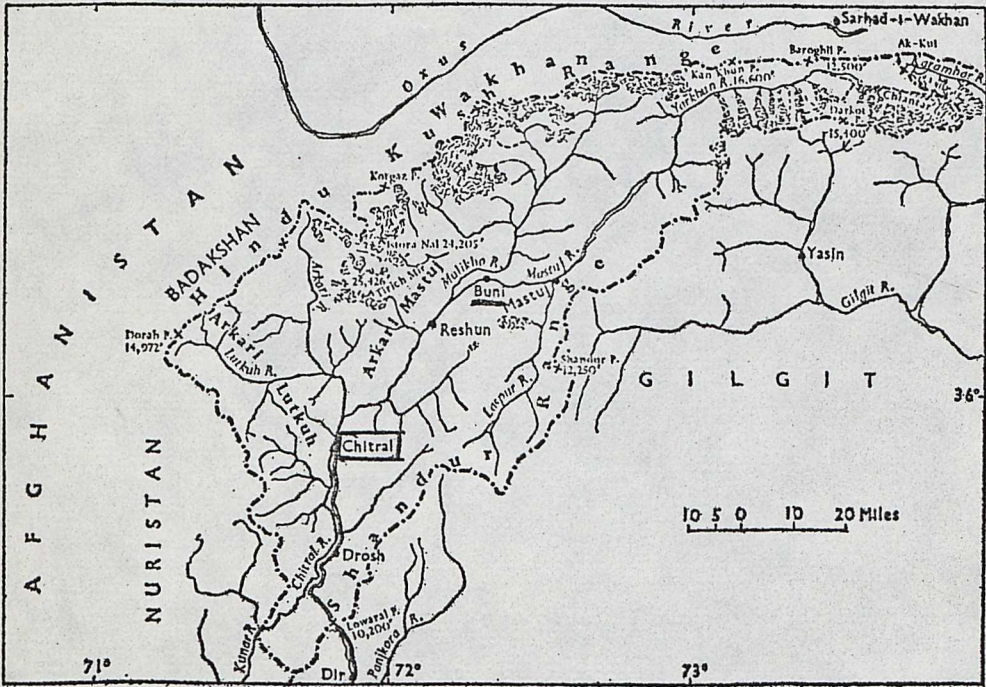
Die militärische Bereitschaft beruhte auf einem Steuersystem, das fast ausschließlich aus Naturalabgaben und Dienstleistungen bestand. Um die Leistungskraft der Dörfer auszunutzen, war der Hofstaat fast ständig unterwegs — was an ähnliche Praktiken im europäischen Mittelalter erinnert.

Mit derartigen Kampfmethoden ist es offenbar schon im 14. und 15. Jahrhundert möglich gewesen, die vernichtenden Einfälle aus dem von Mongolen beherrschten Mittelasien in die Berge hinein abzuschlagen.

Man fragt sich, woher das militärische und administrative Geschick stammt, das hier zum Ausdruck kommt, und stößt auf die Tatsache, daß die Gründer der Dynastien Chitral selbst aus Turkestan stammten und erfahrene Krieger und Bera-

ter mitbrachten. Noch bis vor kurzem bildeten ihre Nachkommen die Oberschicht Chitrals. Es galt als Auszeichnung, kein Einheimischer zu sein. Das erste fremde Herrscherhaus kam schon im 14. Jahrhundert; es wurde gegen Ende des 16. Jahrhunderts von der Dynastie abgelöst, die bis vor wenigen Jahren – bis zum Aufgehen des Staates in der islamischen Republik Pakistan – regierte, zuletzt nur mehr nominell. Wenn die Angaben der Chroniken stimmen, dann leitet sich dieses Haus von Sultan Husain Baikara ab, dem berühmten Timuriden (er war ein Nachkomme von Timurs ältestem Sohn in fünfter Generation), unter dem Herat seine größte Blüte erreichte. An seinem Hof lebten weithin berühmte Dichter, Historiker, Miniaturenmalers und Kalligraphen; er selbst schrieb türkische und persische Gedichte. Sein frommer Enkel soll Derwisch geworden sein und auf seinen Wanderungen Chitral erreicht haben, wo ihn der Fürst ob seiner hohen Abkunft ehrte und ihm seine Tochter zur Frau gab – was freilich seine eigene Sippe bitter zu bereuen hatte: Die Nachkommen des heiligmäßigen Mannes traten als Timuri- oder Kator-Dynastie ihre Nachfolge an.

Das bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als daß im äußersten Nordwesten Pakistans noch vor wenigen Jahren Angehörige einer Dynastie regierten, die sich



Die Karte zeigt das Gebiet von Chitral im Nordwesten Pakistans. Sie ist dem Buch von D. Dichter „The North-West Frontier of West Pakistan“, Oxford 1968, entnommen. Der im Text erwähnte Ort Sonoghor liegt bei Buni und die Täler der Kalasch südwestlich von Chitral.

auf den Welteroberer Timur und weiterhin auf Dschingis Khan zurückführte — die also in ihrer illustren Abkunft mit den Moghulkaisern Indiens wetteifern konnten. Freilich hatten die Moghulkaiser sehr viel früher ihre bemerkenswerten Familieneigenschaften eingeübt und waren verweichlicht. Wenn in Chitral ein solcher Vorgang aufgehalten wurde, so lag das wohl daran, daß sein Fürstenhaus, in drei Linien aufgespalten (von denen eine in Südchitral, die zweite im Nordosten, in Mastuj, die dritte außerhalb Chitrals in Yasin ihre Stützpunkte hatten), einer gnadenlosen Siebung unterlag. Es ging zu wie in Shakespeares Königsdramen.

Die Timuridenprinzen waren hier, wie auch schon ihre mittelasiatischen Ahnen, stets in innere Zwistigkeiten verstrickt. Erschreckend ist die Zahl derer, die durch die Hand engster Verwandter oder aber auf deren Anstiften hin ein vorzeitiges Ende fanden. Der Brauch, die Fürstenkinder von Landbesitzerfamilien aufziehen zu lassen, in denen sie eine Amme und damit Milchbrüder fanden, bescherte jedem Prinzen getreue Verschworene und Ansporn zu höherem Ehrgeiz. Noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts ermordete der Onkel seinen damals regierenden Neffen, um seinerseits von einem anderen Neffen vertrieben zu werden, der wiederum auf Anstiften eines Halbbruders bei der Jagd getötet wurde. Diese altenglischen Zustände gaben übrigens den Briten den endgültigen Anstoß, sich das Protektorat über Chitral zu sichern; es war ihnen ohnedies als Eckstein jenes Gebirgsbollwerks wichtig, das sie durch die Eroberung des östlichen Hindukusch errichteten, um Rußland von ihren indischen Besitztümern auszusperren.

Unter dem letzten großen König der Dynastie, Shuja-ul-Mulk, der bereits im Schatten der Pax Britannica regierte, zeigte sich, was ein solches Regiment im Frieden leisten konnte: ohne fremde Hilfe, nur mit einheimischen Experten, wurde eine solche Anzahl von Bewässerungskanälen angelegt, daß man die Folgen einer enormen Bevölkerungsexplosion (von 50 000 auf 110 000 Landesbewohner innerhalb von 40 Jahren) allein aufzufangen vermochte.

In dieser Phase konnte man freilich den Kriegeradel des Landes nicht mehr brauchen; er wird daher in den englischen Berichten als eine Schar vornehmer Nichtsteuer geschildert.

Geblichen ist bei den außer Dienst gestellten Feudalherren und den früheren Hofbeamten das kulturelle Erbe der Vergangenheit. Es gibt eine einheimische Dichtung und historische Traditionen, bereits im 19. Jahrhundert zu einer Chronik zusammengestellt, die bis ins 14. Jahrhundert zurückgreift und um ihres Wertes willen jetzt in englischer Sprache erscheint.

Vielleicht die interessanteste Persönlichkeit im Kulturleben Chitrals residiert heute in Drosh. Es ist ein Sohn Shuja-ul-Mulks, Shahzada Hussam-ul-Mulk, einmal Gouverneur über den ganzen Süden des Königreichs. Er hat noch selbst die volle Spannweite der Tätigkeiten durchgemessen, die früher einem fähigen Mann dieses Kreises offenstanden, er war Staatsbeamter (und reformierte das Justizsystem), er war Soldat, er war der Erbauer vieler Kanäle und hat schließlich „standesgemäß“ gegen seinen Neffen revoltiert, als der das Versprechen des Vaters nicht einhielt, dem Onkel den Vortritt in der Thronfolge zu lassen — so geschehen 1946 in den letzten Tagen britischer Herrschaft. Noch einmal mußte die britische Wachttruppe aufgeboten werden, Kanonen richteten sich gegen den Palast. Aber dann ließ sich der in seinen ererbten Rechten Betrogene beschwichtigen. Seitdem widmet sich

Hussam-ul-Mulk systematisch einer grandiosen Aufgabe: nämlich aufzuzeichnen, was er irgend noch von den Traditionen der Vergangenheit seines Volkes weiß, die niemand besser kennt als der heute Zweiundsiebzigjährige. Denn die Folklore von Chitral wurde nicht von den breiten Volksschichten allein, sondern aktiv vom Fürstenhaus getragen. Der Überlieferung nach stammen die Prinzen mütterlicherseits von einer mächtigen Fee, die auf dem sagenumwobenen Gipfel des Tirich Mir thront und mit ihrem weiblichen Gefolge herabkommt um mitzuklagen, wenn sich eine der häufigen Tragödien im Fürstenhaus anbahnt. Hussam-ul-Mulk kennt auch noch das in die Tiefe der Zeiten zurückreichende Jagdbrauchtum. Daneben hat er die arabische Schrift für das Khowar adaptiert und eine literarische Gesellschaft gegründet.

Seine Söhne haben den Anschluß an die neue Zeit gefunden. Einen sprach ich, er erzählte, daß er den Rebellionsversuch seines Vaters miterlebt habe. Er sei dankbar, denn damals habe er gelernt, daß es nicht genüge, ein Prinz zu sein, und beschlossen, das Studium auf sich zu nehmen. Er ist Arzt — einer der wenigen Ärzte, die Chitral hat.